

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 67 (1971)

Heft: 1/3: Beiträge zur schweizerischen Volkskunde im 19. Jahrhundert : Festgabe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde zu ihrem 75jährigen Bestehen = Traditions populaires suisses au 19e siècle : publication de la Société suisse des Traditions populaires à l'occasion de son 75e anniversaire

Artikel: Texte zur schweizerischen Volkskunde des 19. Jahrhunderts von zeitgenössischen Autoren

Autor: [s.n.]

Kapitel: Aberglaube in Appenzell Ausserrhoden

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-116699>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

jenigen einer mittelmäßigen Wiese oder eines solchen Feldes entspräche; was uns ein nicht geringfügiges Zeichen von guten ökonomischen Gewohnheiten scheint.

campo; il che ci par indizio non lieve di buone abitudini economiche.

Aberglaube in Appenzell-Ausserrhoden

Im appenzellischen «Monatsblatt für Heiden» erschien vom September 1837 bis zum Juni 1838 mit dem Titel «Farben zu einem Prachtgemälde» in drei Folgen ein Beitrag, der sich mit dem Aberglauben im Kanton Appenzell-Ausserrhoden beschäftigt. Wie für diese Zeit zu erwarten, handelt es sich dabei nicht um eine trocken-sachliche wissenschaftliche Sammlung von volkstümlichem Glaubensgut, sondern um einen recht heftigen Angriff auf die Dummheit der Leute. Das wird schon in den Versen deutlich, die dem Aufsatz sozusagen als Motto vorangestellt sind:

«Des Aberglaubens alte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt,
Noch ist im menschlichen Geschlechte
Ihr Einfluss grösser als man glaubt. (Fischer)»

Für die Volkskunde von Interesse ist, dass ein wirklich breites Bild von abergläubischen Vorstellungen gegeben wird und dass die zahlreichen – anscheinend sorgfältig gesammelten – Beispiele authentisch sind; dem Verfasser sind Zeit und Personen bekannt.

Der Beitrag erschien anonym, aber nach der geistigen Haltung zu schliessen und nach dem offensichtlichen volkskundlichen Interesse liegt die Vermutung nahe, dass es sich beim Autor um den Appenzeller Arzt, Schriftsteller und Politiker *Titus Tobler* handelt.

Titus Tobler wurde am 25. Juni 1806 in Stein (Kt. Appenzell-Ausserrhoden) als Sohn des Pfarrers Johannes Tobler geboren. Er besuchte die neu eröffnete Kantonsschule in Trogen. Nach Studien in Zürich und Wien promovierte er in Würzburg zum Doktor der Medizin. Nach seiner Rückkehr liess er sich 1827 als Arzt in Teufen nieder und wirkte im gleichen Jahr an der Gründung der appenzellischen Ärztesgesellschaft mit. Frühe Zeugnisse seiner schriftstellerischen Tätigkeit sind die pädagogische Schrift «Die Hausmutter» (1830), von Heinrich Zschokke als eines der besten schweizerischen Volksbücher gelobt, und die politische Streitschrift «Der Rath am Falkenhorst» (1830), die in Toblers Heimatkanton einige Unruhe stiftete und die Verfassungsrevision von 1831 anregte. Tobler war auch Mitarbeiter an der Appenzeller-, an der St.Galler-Zeitung und am Appenzellischen Monatsblatt. 1834 wurde er mit der Leitung einer Irrenanstalt in Walzenhausen betraut. Von hier aus unternahm er 1835 seine erste Palästina-Reise, der 1845, 1857/58 und 1865 noch drei weitere folgten. Titus Tobler galt als einer der besten Kenner der Palästinaliteratur. Von 1836 bis 1840, zur Zeit also, in der unser Artikel erschien, lebte Tobler in Lutzenberg. Anschliessend siedelte er nach Horn (Kt. Thurgau) um. Tobler bekleidete zahlreiche Ämter, so u.a. 1831 dasjenige eines Aktuars der eidgenössischen Sanitätskommission, er vertrat die Gemeinde Lutzenberg im Landrat, später gehörte er dem thurgauischen

Verfassungsrat und 1854 bis 1857 als Vertreter des Kantons Appenzell dem Nationalrat an. Als 65jähriger verkaufte er sein Haus in Horn und liess sich, um die Ruhe zu pflegen, in München nieder. Dort starb er am 21. Januar 1877.

Zu Toblers volkskundlicher Seite ist zunächst festzuhalten, dass er als – zwar nicht immer sehr aktiver – Arzt und als Politiker einigen Kontakt zum Volke hatte. Von solchem Kontakt her stammen, sofern unsere Annahme um die Autorenschaft Toblers stimmt, sicher auch die vielen Beispiele von abergläubischen Vorstellungen, die in «Farben zu einem Prachtgemälde» enthalten sind. Ins Volkskundliche schlägt vor allem Toblers Beschäftigung mit der appenzellischen Sprache. Als Dialektforscher zählt er zu den Mitarbeitern der Brüder Grimm am Deutschen Wörterbuch. 1837 erschien in Zürich Toblers eigenes Dialektwerk «Appenzellischer Sprachschatz», an dem er seit 1827 mit Unterbrüchen gearbeitet hatte. Es ist, wie uns im Untertitel gesagt wird, «eine Sammlung appenzellischer Wörter, Redensarten, Sprichwörter, Räthsel, Anekdoten, Sagen, Haus- und Witterungsregeln...».

Kommen wir zum Aberglauben zurück, der Gegenstand des Beitrags im «Monatsblatt für Heiden» ist. Heinrich Jakob Heim erzählt uns in Toblers Biographie (S. 12 f.) zwei amüsante Erlebnisse des jungen Titus, die zeigen, wie nahe dessen Beziehungen zum Aberglauben waren. Die Geschichte handelt von der «Heilung» des jungen Titus; sie soll gleichzeitig als Überleitung zu seinen «Farben zu einem Prachtgemälde» dienen:

«Auch der Aberglaube spuckte gelegentlich in ihm [Tobler], wovon ihn aber zwei Experimente gründlich heilten. Er hatte von dem wunderbaren Sprengkraut gehört, das der Grünspecht herbeihole, wenn ihm das Nest im Baum verschlagen werde, um es damit wieder zu öffnen, und das die Kraft haben sollte, alle Schlösser in der Welt aufzusprengen. Eines Tages begab sich Titus zu einem solchen Neste, worin Junge waren, verschlug es und lauerte zwei Stunden im Hinterhalte. Das Spechtpaar kam bald herbei, aber weder Er noch Sie flog aus, um das Kraut im Schnabel herbeizutragen. Alles Warten auf das Mirakel war umsonst. Nun beeilte er sich, einen Bohrer zu holen, um den eingeschlagenen Zapfen herauszuziehen, und konnte sich wenigstens an der sichtbaren Freude der getrennt gewesenen alten und jungen Vögel ergötzen. Die Jungen waren zur Beruhigung seines Gewissens nicht erstickt. Das andere Experiment lief weniger glücklich ab. Auf einem Ausflug nach Lindau traf er eine Pflanze an, bei deren Anblick er sich erinnerte, dass sie Paracelsus als untrügliches Mittel gegen das Beissen der Hunde empfohlen habe. Er trug sie sorgfältig nach Hause und dann nach Vorschrift immer in der Tasche. Im festen Vertrauen auf sie ging er bald darauf an einem großen Hunde vorbei, der ihn aber trotz der Pflanze sogleich «wüthend» anfiel und nicht ermangelte, Spuren seiner Zähne in den Schenkeln unseres T. zurückzulassen, worauf die Pflanze natürlich weggeschleudert wurde.» P. M.

Quellen

Heinrich Jakob Heim, Dr. Titus Tobler, der Palästinafahrer, ein appenzellisches Lebensbild (Zürich und Trogen 1879).

Heim, Dekan, Eine seltene Freundschaft, in: Appenzellische Jahrbücher (1882) 2. Folge, 10. H., 231 ff.

Ernst H. Koller und Jakob Signer, Appenzellisches Wappen- und Geschlechterbuch (Bern und Aarau 1926) 362 f.

HBL S

Farben zu einem Prachtgemälde

(1837, 129–135) Eine Sammlung aller Sagen, die der Aberglaube über den Teufel und seine Zöglinge, die Hexen und Zauberer, über die vie-

lerlei Arten von Gespenstern, über die Einflüsse der Gestirne, über die Wunderkräfte gewisser Formen, Zeichen und Wörter, Tagen und Stunden, Voraussetzung der Zukunft etc. in früheren Zeiten gebar und bei so vielen Völkern als Wahrheit galten, müßte doch einen recht scheckigen Anblick gewähren und an Reichhaltigkeit alle Verzeichnisse von den in Rom und Paris angehäuften Schätzen der Natur und Kunst weit überbieten.

Diese Sagen sorgfältig zu sammeln und sie bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen: was wäre das Ergebniß dieser Forschungen? Eine wahre Universalgeschichte der Menschheit; denn kein Stand, keine Wissenschaft, kein Volk und keine Zeit blieb unangegriffen von diesem Roste. Er hing sich an Alles, was nur einigermaßen Affinität zu ihm hatte, und hätte sie irgendwo gemangelt, so würde es doch nicht an Kräften gefehlt haben, um sie einzuleiten.

Der Mensch thäte so gerne einen Blick in die seinen Augen verschlossene Zukunft, um zu sehen, was seiner noch warte und zu was er bestimmt sei, und besonders gerne sähe er an seine noch zu durchlaufende Lebensbahn allerhand Schönes geknüpft, Schöneres noch, als er bereits getroffen hat. Goldene Früchte, milde Himmelslüftchen, die von keinen Stürmen unterbrochen werden, glatte Wege, gerade Strassen, auf denen er, ohne des rechten Weges nachfragen zu müssen und ohne irren zu können, wandeln und im vollsten Genusse das höchste Ziel erreichen kann. Läßt er dieses Verlangen zu laut werden, so daß die Vernunft überstimmt wird, so ist er hinlänglich vorbereitet, um Solchen, die ihm seine Zukunft zu enthüllen versprechen, Zutrauen zu schenken und ihren Weissagungen zu glauben.

Andere möchten gerne reich werden; allein die gewöhnlichen Wege, die zum Reichthum führen, sind ihnen entweder zu unbequem oder gar verschlossen. Die Bequemen möchten's gern bequemer haben und die Letztern können ihrer Lieblingsidee auch nicht entsagen. Beide können auf Abwege gerathen. Finden sie ihre Kräfte, Kenntnisse und sonstige natürliche Mittel zur Erlangung ihres Zweckes nicht genügend, so suchen sie andere und lassen sich eben so leicht verleiten, auf solchen Wegen Schätze zu suchen, wie Erstere die Enträthselung ihrer künftigen Schicksale.

Wieder Andere sind von körperlichen Uebeln geplagt, aber, ohne die mindesten Kenntnisse von den wirklichen Kräften der Natur zu haben, ohne einzusehen, was eigentlich die Quelle ihrer Leiden sei, ohne glauben zu können, daß sie einen ganz natürlichen Grund haben und ebenfalls nur mit natürlichen Mitteln bekämpft werden müssen, suchen sie Hülfe im Wunderbaren und Abenteuerlichen.

Mangel an Unterricht, gänzliche Vernachlässigung der intellektuellen Bildung der Menschen, in Folge derer der Mensch außer Stand ist, Gott nach seinem Wesen zu erkennen und über die Religion überhaupt einen geläuterten Begriff zu bekommen, blindes Hangen an bloßen Buchstaben, indeß der Geist verborgen bleibt, Scheu vor unbefangenen Forschern sind ebenfalls Quellen, die den Aberglauben reichlich nährten.

Dazu kommen noch Solche, die, wenn schon nicht hell denkend, doch so pfiffig sind, diesen Hang der Menschen zum Wunderbaren zu ihren persönlichen Vortheilen auszubeuten, indem sie diesen Hang nährten und zu ihren Gunsten leiteten, die Wahrheit verhüllten, wo sie ihnen ungünstig entgegen trat, und an ihrer Stelle eine Bude voll abenteuerlicher Gestalten, Sagen und Lehren aufstellten. Aus dieser wollten sie den Menschen Alles liefern, was zur Erfüllung ihrer Wünsche dienlich schien. In diesen kochten sie die Hexensuppen und Teufelselixire, mit welchen sie ihre Schafe fütterten und berauschten, um sie leichter festhalten und nach ihrem Willen leiten zu können.

Wie auf jener Seite die Sehnsucht, in die verborgene Zukunft zu sehen, der Hang zum Glauben an's Wunderbare, verkehrte Religionsbegriffe, eine kranke Einbildungskraft, Mangel an Kenntnissen und Bildung überhaupt die meisten Menschen von der Vernunft ableiteten und in Irrthum versenkten, so ermangelten diese nicht, den Pfuhl der Irrthümer zu erweitern, geleitet von Eigennutz, Herrschsucht und andern unreinen Trieben.

So entstand der Aberglaube und so wurde er genährt, verbreitet, nachher fortgeerbt und auf eine solche Höhe getrieben, dass er, wie ein zerstörendes Gift, das, eingenommen, durch alle Adern des Körpers dringt und alle Säfte auflöst, durch alle Stände, Völker und Zeiten drang und namenloses Unheil verbreitete. So gab es Aberglauben aller Art in allen Winkeln und Ecken, politischen, religiösen, medizinischen, ökonomischen, Kalender-Aberglauben etc. Stoff genug zu einem an Szenen und Bildern unerschöpflichen Gemälde.

Doch wer wollte diese Mühe auf sich nehmen, würde er doch nicht fertig mit Darstellung aller Sagen über den Teufel, Hexen, Gespenstergeschichten, Geistererscheinungen, Zaubereien, sympathischen Mitteln, Wahrsagereien, verborgenen Schätzen etc. Eine Strecke von wenigen Stunden hätte schon eine ziemliche Liste aufzuweisen, mit buntem Zeug zum Lachen und Staunen reichlich ausstaffirt. Wie viele Sagen lebten ehemals und leben zum Theil jetzt noch fort *in unserer Gemeinde*. In folgenden Beispielen, die Referent als wirkliche Sagen

anführen kann und Zeit und Personen nennen könnte, wird er zeigen, daß dieser Nebel auch zu uns heraufkroch.

Aus dem Teufel machte man einst eine gar possirliche Figur. So erschien er einst als ein Kerl mit Bocksfüßen, Hörnern, feurig-stechenden Augen, von schwarzer Hautfarbe und überhaupt einem sehr abschreckenden Aeußern, fähig, auch den Beherztesten die Haare aufzusträuben und sie von Fieberfrost zu durchdringen. Er konnte aber auch anständiger auftreten, wenn er für gut fand, incognito sein Wesen zu treiben. So erschien er einst beim Tanz (in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts) als ein fremder Herr in einem feinen grünen Fracke, mit den ersten gewichs'ten Stiefeln, die in hiesige Gegend kamen, und ließ so wenig etwas von seiner Art merken, daß er keine Schwierigkeit fand, Eine heimthun zu dürfen, die aber nicht wenig erschreck, als sie ihm die Stiefel auszog und nun Bocksfüße zum Vorschein kamen. Aber es war zu spät, und nach einer gewissen Zeit flog ein Andenken an diese Visite von einem Stuhle in Mitte der Stube auf die Ofenstange, und von dort – will Niemand wissen.

Eine betrunkene Weibsperson wackelte einst nach Betglockenzeit ihrer Heimath zu. Auf ein Mal sah sie einen schwarzen Klotz von dem Berge herunter auf sie zu trollen, den sie, sowie er ihr näher kam, als ihren ärgsten Feind erkannte. Sie schrie aus Leibeskräften, und zu rechter Zeit noch kam ein Mann (der aber nichts von diesem Klotze sah), der sie beim Arm nahm und nach Hause brachte, wohin ihr der Böse nicht folgen durfte.

Einer Andern kam er in der Gestalt eines großen schwarzen Raben vor und wollte sich auf ihren Kopf setzen; aber ein Mann aus der Nachbarschaft machte mit einem Stecken Einwand gegen dieses freche Beginnen und brachte die Ohnmächtige glücklich nach Hause.

Doch läßt ihm die Fama Gerechtigkeit widerfahren und stellt ihn nicht bloß als einen Erzbengel dar, sondern erzählt auch, daß er in Künsten und Wissenschaften, vornehmlich aber in der edeln Schwarzkunst wohl bewandert war. So war er ein vortrefflicher Musikus und konnte mit seiner Geige das tanzende Publikum so bezaubern, daß sie tanzend ihm folgten, wohin er sie führte. (Erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.) Auch als Maler hat er sich bemerkbar gemacht. So wußte er das häßlichste Laster so schön herauszustreichen und es in ein so gefälliges Gewand zu hüllen und das Ganze so vortheilhaft zu beleuchten, daß es als Göttin oder Held gekauft wurde. Ein ehemaliger, in der Nachbarschaft wohnender katholischer Pfarrer lernte das Zeichnen und Malen von ihm in der heiligen Nacht zwischen 11 und 12 Uhr. Auch als Redner blieb er hinter keinem. War es ihm

um Erreichung eines Zweckes zu thun, so wußte er seine Sache so beliebt zu machen und so viele Gründe für dieselbe aufzustellen, daß er sie meist durchsetzte.

Doch er wandte seine Künste nur zum Bösen an und, nicht zufrieden, persönlich Böses stiften zu können, wollte er noch mit Gehülfen wirken, und so umgab er sich mit einem Kreis von Hexen und Hexenmeistern, die er in der Schwarzkunst unterrichtete.

Zu dieser Kunst konnte Jeder gelangen; er mußte nur Nachts um 12 Uhr auf einem Kreuzwege erscheinen. Hier hielt ihm nun der Teufel einen Kontrakt vor, lautend: daß der Unterschriebene sich ihm mit Leib und Seele ergeben wolle und den er nun mit seinem eigenen Blute unterzeichnen mußte. Waren nun beide Kontrahenten eins, so erfolgte die Einweihung in alle Geheimnisse dieses Bundes. Von nun an hatte das neue Mitglied an Gold und sonstigen Mitteln zur Befriedigung aller seiner Wünsche, einen einzigen ausgenommen, keinen Mangel mehr, mußte aber dem Bösen stets dienstbar bleiben.

Die Freimaurer wurden auch als Glieder dieses Bundes angesehen, auch ihnen konnte es niemals an Geld fehlen, und von allerhand geheimen Künsten waren sie bestens ausstaffirt. Dafür aber mußten sie alle Jahre je zu Zwölfen mit dem Teufel spielen; wer von der Partie der Letzte war, also verspielte, den ergriff er, nahm ihn hoch in die Luft und zerriß ihn droben zu Fetzen, die Seele aber nahm er mit sich in die Hölle.

(1838, 33–48) Ein Kornhändler (so erzählte man als ganz gewiß) sollte auch mit dem Bösen im Bunde stehen. Letzterer erhielt die Anwartschaft auf die Seele des Erstern, unter der bescheidenen Bedingung, daß er ihm jederzeit vorher sage, wenn die Kornpreise am höchsten oder niedrigsten stehen werden. Auf diese Weise, hieß es, habe sich der Kornhändler ein mittelmäßiges Vermögen erworben, das ihm aber wieder entschlüpfte, indem er, da sein Gewissen plötzlich erwachte und seine Seele sich mit ihrem künftigen boshafteu Herrn und seiner unsauberen Wohnung nicht befreunden konnte, wahnsinnig wurde. In diesem Zustande soll er so tolle Streiche gemacht haben, daß seine Hausgenossen nicht mehr in seinem Hause bleiben wollten und für ihn ein anderes Lokal gesucht werden mußte. Da man kein Narrenhaus hatte, so that man ihn dafür in das ehemalige Zuchthaus zu L. Dort sollte der Zuchtmeister den armen Wahnsinnigen Mores lehren und ihn mit seinem Stocke wieder vernünftig machen. Es gelang aber nicht. Er wurde bald da bald dorthin geschleppt, endlich in seinem eigenen Hause an starke Ketten gebunden, bis er starb.

Von mehreren berühmten Männern, z. B. von dem Marschall von Luxemburg, von Theophrastus Paracelsus und von Faust wurde auch viel Abenteuerliches erzählt und geglaubt. Mit diesen Erzählungen wurden Manchen schreckliche Träume verursacht und manches Kind so tief unter die Bettdecke getrieben, daß es zu ersticken in Gefahr war.

Den Marschall von Luxemburg, der einer der größten französischen Feldherrn war, mußte der Teufel lebendig geholt haben. Der Teufel hatte nämlich den Luxemburg in seinen Feldzügen und Schlachten kräftig unterstützt. Er war sein Adjutant, hielt alle feindlichen Kugeln und Mordinstrumente von ihm ab und machte, daß er überall glücklich und siegreich war. Nun aber war die Zeit vorüber, der Kontrakt erfüllt, und der Teufel wollte nun seinen Lohn haben. Er kam deshalb nach Paris vor den Palast des Marschalls und wollte hinein. Die Wachen hatten an diesem Tage strenge Ordre, kein lebendiges Wesen in das Innere des Gebäudes treten zu lassen und wollten das sonst honett aussehende Männchen, das sich als Spaßmacher ankündigte, zurückweisen. Dieses wollte sich aber nicht dazu verstehen und behauptete, der Marschall werde mit ihm eine Ausnahme machen. Sie schlugen ihre scharfgeladenen Flinten auf ihn an, drückten los, aber die Kugeln blieben zurück. Sie wollten ihre Bajonette gebrauchen, allein diese bogen sich wie Wachs. Er ging also hinein in das Zimmer seines Schuldners, und nach einem kurzen Wortwechsel griff er zu und nahm den armen Helden mit sich hoch in die Luft, unter Begleitung eines gewaltigen Donners, wie aus tausend Feuerschlünden, daß weit und breit der Boden zitterte, und hoch in der Luft, über Paris schwebend, zerriß er sein Opfer.

Paracelsus stand hier, wie überall, in dem Geruche eines Schwarzkünstlers oder eines Mannes, der mit dem Teufel verbündet war und mit dessen Hülfe er Übernatürliches verrichtet habe. Ueber diesen merkwürdigen Mann wurde eine Menge abenteuerlicher Sagen verbreitet und auch hier erzählt und geglaubt. Auch diesen soll zuletzt der Teufel geholt haben, nachdem der Erstere es ihm so sauer und schwer gemacht hatte, daß er ihm gerne den schriftlichen Akkord zurückgegeben hätte, ohne für gehabte Mühe etwas als Entschädigung zu verlangen. Doch Paracelsus soll den Vorsatz gehabt haben, den Schwarzen zu Tode zu peinigen. Die Wahrheit aber ist, daß Paracelsus einer der hellsten und thätigsten Männer seiner Zeit war. Wohl bewandert in allen Feldern des damaligen Wissens über Natur und Heilkunde und mit einem ungemein regen und kräftigen Geiste begabt, bekämpfte er im Gegentheil manches Vorurtheil damaliger Zeiten

und bereicherte die Wissenschaften mit vielen werthvollen Entdeckungen und Lehren, so daß die Heilkunde und Chemie ihm und seinen Schülern Vieles zu verdanken haben. Der Teufel holte ihn nicht, sondern er starb eines natürlichen Todes. In Salzburg wird jedem Reisenden, wenn er es wünscht, sein Grab gezeigt.

Die buntesten Sagen gingen über den sogenannten Dr. Faust. Von diesem muß der Teufel am meisten kujonirt worden sein. Diese Sagen stammen von Mönchen her und wurden über den Faüst von Mainz verbreitet, der bekanntlich der Erste war, der Guttenberg's Erfindung, die Buchdruckerkunst, ins Große betrieb, und so, weil er die Bibeln und andere Bücher wohlfeiler und schöner liefern konnte als sie mit Abschreiben, deren Haß auf sich zog. Diesem Faust entdeckte der Teufel alle Geheimnisse und Kräfte der ganzen Natur. Er stand ihm überall zu Gebote, um seine kühnsten Wünsche in Erfüllung zu bringen. So wollte Faust ein Mal von Europa über das atlantische Weltmeer nach Amerika reiten, und zu diesem Zwecke mußte ihm sein schwarzer Diener von lauter Thalern eine Brücke über das Meer bauen. Faust, auf einem schnellen Pferde, war schon an der Meeresküste, als er den Bau dieser Brücke verlangte. Während er sein Pferd spornete, mußte schon eine Strecke davon fertig sein, und so schnell das Pferd auch rannte, so durfte es doch das Ende dieser Brücke nicht erreichen können, und Alles, was vornen angesetzt wurde, mußte von hinten wieder weggebrochen werden.

Doch er machte auch wohlfeilere Beute. So soll er überhaupt auf Sterbende, die ein flottes Leben geführt hatten und mit der Buße beinahe zu spät gekommen waren, sehr wachsam gewesen sein. Es wurden hier zwei Fälle davon erzählt. Einst erschien er einem in den letzten Zügen liegenden Kranken in der Gestalt eines grimmigen Löwen. Mit feurigen Glotzen, mit von Kampfeslust aufgeschwollener Mähne und aufrecht stehend hielt er demselben sein ganzes Sündenregister vor, um ihn in Verzweiflung zu bringen, und, sowie man von Beichtvätern erzählte, die ihre Schaafe noch auf dem Todbette schoren, auch den Armen um eine bessere Zukunft zu bringen. Das andere Mal kam er als ein großer struppiger Hund und wies gar höhnisch mit den Pfoten gegen das Bett und gab nach ächter Hundsmanier Freude und heißes Verlangen kund. Und als die Kranke den letzten Angstschrei ausstieß, zitterte das ganze Haus, und der Hund, den die Wärterin ganz deutlich gesehen haben wollte, war verschwunden. Ein Mal durchstrich er die Gegend als ein herrenloses Pferd, und hätte er so einen Liebhaber gefunden, so wäre, wie man sagte, das Pferd bald des Meisters Herr geworden.

Genug davon. Es ist wirklich nicht ganz leicht, solchen Unsinn niederzuschreiben, und schwer zu glauben, daß solcher jemals wirklich geglaubt worden sei. Doch Referent hatte es nicht nur von einem und nicht nur ein Mal erzählen gehört und ist überzeugt, daß Alles, was er hier, *durchaus unvergrößert*, anführt, von denselben fest geglaubt wurde und es zum Theil jetzt noch wird. Und so mögen diese Schauderscenen da stehen als Beispiel, welche schreckliche Bilder eine ungezügelter Phantasie, verderbt durch falsches Auffassen gewisser Bibelstellen und verkehrte Religionsbegriffe, hervorbringen kann.

So abenteuerlich auch die Sagen über den Teufel waren und sein konnten, so ausschweifend und von aller Vernunft entfernt sind auch die, die man über die Hexen etc. erzählte und als ganz wahr annahm. Auch hier mußte der Teufel wieder die Hauptrolle spielen, überhaupt bei jeder Art von Aberglauben.

Welche sonderbaren Geschichten wurden hier erzählt und geglaubt! Wie viele Hexen behauptete man in dieser Gegend zu haben, deren jeder man etwas zur Last zu legen wußte! Ja, hätte man vor zwanzig und mehr Jahren sich genau nach Allen erkundigt, die bei irgend einem anderen Menschen in dem Ruf der Hexerei gestanden sind, so hätten wenigstens ein Drittheil Weibspersonen Hexen sein müssen und über jede hätte man Thaten, welche wirklich Hexerei im vollsten Sinne des Wortes erfordern würden, zu erzählen gewußt. Jedes nicht geradezu erklärbare Zusammentreffen gewisser Umstände zu einem unangenehmen Ereignisse mußte eine Wirkung des bösen Willens irgend einer verdächtig scheinenden Weibsperson sein. Krankheiten der Hausthiere mußten meistens von Unholdinnen, wie man die Hexen auch nannte, herkommen. Gab eine Kuh weniger Milch, so war eine Hexe schuld, die in ihrem Hause nur an Geschirrfetzen melken durfte, um Milch zu bekommen. Man forschte nicht nach der natürlichen Ursache, sondern lief zu Einem, der bannen und die Hexen bezwingen zu können im Rufe stand. Dieser wollte nun mit gewissen Zeichen und Wörtern die Hexe herbeischaffen, daß man sie sehe und dann strafen könne, damit sie künftig das Hexen unterlasse. Der Zufall bewirkte so manche Täuschung. Leicht konnte es geschehen, daß, während der Teufelsbanner im Stalle oder in der Küche operirte, irgend ein weibliches Wesen vor oder in das Haus kam, das beim Anblick der Zeremonien oder des stinkenden Rauches und der ernstesten und drohenden Gesichter der Bewohner dieses Hauses verblüfft wurde und armselig genug da gestanden haben mochte. Diese mußte nun die Hexe sein. Oder kam kein Mensch, so konnte sie ja in Gestalt eines Thieres gekommen sein. Die Katzen, besonders die

gelben, kamen dadurch wirklich sehr in Mißkredit. Gab eine Kuh rothe Milch, so mußte wieder eine Hexe schuld sein; man dachte nicht daran, daß es von Entzündung oder genossenen scharfen Kräutern herrühren könnte. Statt die Krippe oder das Futter zu untersuchen, wenn das Vieh nicht mehr fressen wollte, hatte man sogleich Verdacht auf gewisse Personen. Ueberhaupt fast die meisten Krankheiten oder sonstigen Unfälle, die das Vieh trafen, schrieb man den Hexen zu. Thierärzte waren entweder selbst Betrüger oder Betrogene, entweder ihres Nutzens willen oder weil sie keinen Begriff von der Thierheilkunde hatten und auch weil ein vorurtheilsfreier Mann keinen Glauben und keine Praxis gefunden hätte, hätte er sich gegen diesen Aberglauben erklärt. – Aber nicht bloß gegen das Vieh mußten sie boshaft sein, sondern auch die Menschen glaubten von ihnen behext zu werden. So behaupteten Viele, die das sogenannte Alpdrücken hatten, es komme von Hexen her, die zentnerschwer auf ihrer Brust gelegen seien, und wollten sogar gesehen haben, daß etwas durch ein Schlüsselloch oder durch eine kleine Fensteröffnung gekommen sei, bald in Gestalt einer Feder, bald in der einer Spinne oder Katze etc. Es hatte sogar Jemand erzählt, zu ihm sei durch's Schlüsselloch eine Hexe gekommen, nachher sei sie größer geworden und wollte so eben in der Gestalt eines Unterrockes auf seine Brust liegen, als er noch «die drei höchsten Namen» aussprechen konnte, worauf sie mit Geschrei durch das Fenster fuhr, ohne jedoch eine Scheibe zu beschädigen. Ein Anderer fühlte eine Hexe auf seiner Brust liegen, und zwar war sie so schwer, daß er weder schreien noch Athem holen konnte. Aber am Morgen vergalt er's ihr. Er sammelte unter gewissen Zeremonien seinen Urin in ein Glas und ließ davon allmählig auf ein Feuer tropfen. Sogleich fuhr die Hexe, die ihn quälte, durch's Kamin herunter und bat um Alles, was ihm theuer war, sie doch nicht bersten zu lassen. Sie geberdete sich so kläglich und versprach so viel Gutes, daß er sie fortleben ließ, indem er das Feuer löschte. Doch ein Andenken blieb ihr noch, indem ein gewisser Theil ihres Körpers so angebrannt war, daß sie vierzehn Tage lang nicht mehr sitzen konnte. Auch die Kinder mußten ihre Noth von ihnen haben. «Kindliweh» kamen meistens von Hexen her, und geschwollene Brüste oder Brustwärtchen galten als Zeichen, daß die Hexen an ihnen sogen. Mit einem Wort: Alles, was die Kinder traf und wo die Ursache dafür nicht hell und klar am Tage lag, mußte eine böse Nachbarin gethan haben.

Die in Deutschland überall bekannte Sage, daß alle Hexen deutscher Zunge von Zeit zu Zeit auf dem Blocksberge oder Brocken, dem höchsten Berge des Harzgebirges, Generalversammlungen halten,

wurde auch hier geglaubt. Man erzählt, daß jede Fronfastennacht sämtliche Hexen auf Besenstielen durch die Rauchfänge hinaus hoch in der Luft auf den Blocksberg fahren, wo der Teufel sie dann mustere, ihre Huldigungen empfangt, neue Hexen erschaffe und seine Künste lehre. Man glaubte, daß ihr Geist von dem Leibe getrennt sei und daß der Mann nur ihren zurückgelassenen Leib umwenden müsse, um am Morgen ein todttes Weib zu haben, weil, wenn der Körper aus seiner Rückenlage gekommen sei, der Geist dann solchen nicht mehr finden und also nicht mehr hineinkriechen könne. Kleinere Zusammenkünfte sollen auch auf den Kreuzwegen stattgefunden haben, wobei getanzt, fidel geschmauset und alle laufenden Geschäfte, als Kreation neuer Bundesglieder, Schlichtung von Streitigkeiten unter sich etc., abgemacht wurden. Solche Plätze, wo solche Hexentänze stattfanden, waren z. B. der Kreuzweg im K. und der Triangel im W. Die jüngste oder älteste Tochter einer Hexe mußte jedes Mal auch eine solche werden, sie mochte es wollen oder nicht. Auch mußten die Hexen oft in Gestalt gelber oder schwarzer Katzen, Elstern oder Aegersten und Krähen ihren Spuk treiben. Man sah daher diese Thiere nur ungern, besonders am Morgen, weil man sie dann als Vorboten von Unfällen ansah.

Den Webern hatten sie auch manchen übeln Streich gespielt, aber immer nur des Nachts, daß, wenn sie Morgens wieder arbeiten wollten, Löcher in den Geweben und ganze «Trägeten» zerfressenes Garn antrafen. Diese Streiche hatten sie wahrscheinlich in Gestalt von Mäusen oder Ratten ausgeführt. Manchmal ereignete es sich, daß eine Hausfrau, wenn sie buttern wollte, keine Butter erhielt. Da war nun meistens wieder eine Hexe schuld, indem diese, wenn ihr Buttervorrath zu Ende war, nur einen wollenen dreieckigen Lappen unter das Butterfaß legen und dasselbe treiben mußte, um wieder frischen Vorrath, auf Unkosten Anderer, zu erhalten. Die Hexen lockten auch fremde Hühner in ihre Häuser, welche dann ihre Eier dort zurückließen, oder die Eier wanderten sonst aus.

Kein Wunder, daß man endlich zu den Waffen griff, um diesem Unwesen zu steuern und sich in Zukunft dagegen zu verwahren. Nach dem Grundsatz: Gleiches mit Gleichem zu bekämpfen, suchte man Hexen mit Hexereien zu vertreiben, und es gab wohl mehr als Einen, der von dem Teufel Waffen erbogt zu haben glaubte und sie nun direkte gegen diesen versuchte. Die Fragmente von diesen Künsten, die sie zu besitzen vermeinten und manchmal fallen ließen, hoben Andere wieder und machten sich eine Masse daraus, in der alle Mittel

vereinigt sein mußten, um sich den Furchtbaren furchtbar machen zu können.

Da man wußte, daß die Hexen auch auf die Geldbeutel spekuliren und wie Magnet den Inhalt derselben anziehen können, so that man einige Brosamen oder Getreidekörnchen zu dem Gelde, glaubend, es werden nun keine unsichtbaren Gäste sich einfinden, um die Kasse von viel auf wenig oder von etwas auf nichts zu reduzieren.

Es war auch kein Spaß und erforderte wirklich Herz, wie man sagt, nach Elstern, Krähen, Katzen etc. zu schießen, weil es schon übel abgelaufen war, indem man es sehr leicht mit Hexen zu thun bekam, die bekanntlich gerne in dieser Gestalt auf Bäumen saßen. Man setzte daher zu der Ladung noch ein paar Brosamen, und nun durfte man herzhaft schießen, denn die Hexen konnten dem Schusse keine Gewalt mehr anthun. Auf diese Weise schoß Einer nach einer Krähe und traf sie. Als er sie aber holen wollte, waren nur noch ein paar Federn zu finden, die Krähe war verschwunden. Später aber sah er ein Weib mit einem verbundenen Arm; nun kannte er seine Krähe.

Schlimmer ging es einem Andern, der nur einen gewöhnlichen Schuß geladen hatte. Er zielte auf eine Schaar Elstern und drückte los. Ihm war es nun, als käme der Schuß gegen ihn; sogleich fiel es ihm ein, es möchten unter diesen Vögeln ein paar Hexen sich befinden, und er trat daher den Rückzug an. Aber die losen Dinger folgten ihm schnatternd von Baum zu Baum und machten einen solchen Lärm, daß unser Nimrod, von Schrecken beflügelt, eiligst davon rannte und fast athemlos zu Hause ankam. Als er ruhiger geworden, erzählte er sein Abenteuer, und bald kam eine Nachbarin, um ihn seiner Bravour wegen ein wenig auszulachen. Nun sah er sich noch mehr überzeugt, daß er nicht nach bloßen Vögeln geschossen hatte.

Ein Dritter schoß nach einer Katze; ihm zersprang aber sein Flintenlauf; die Katze zog sich nur wenig zurück und blieb wieder stehen.

Um die Kinder vor allem Bösen zu bewahren, legte man unter ihre Kopfkissen ein Psalmbuch. Wie älter dieses war, desto besser war es. Ein Besen, verkehrt an die Hausthüre gelehnt, mußte die Hexen abhalten, in das Haus zu kommen. Oder war eine darin, so konnte sie nicht wieder heraus, so lange der Besen so lehnte. Rauchte man Tabak mit Schaggerille, Cascarillrinde, so mußte die Hexe, war sie im Zimmer, hinausgehen, und auf diese Weise konnte man eine solche kennen lernen. Fand man, aber es mußte von ungefähr geschehen, fünfblättrigen Klee und that diesen in die Schuhe, so konnte man in der Kirche alle Hexen verkehrt in den Stühlen sitzen sehen.

Ein Schmied, der im vorigen Jahrhundert eine Zeit lang hier wohnte, bekam einmal eine Hexe in seine Hände. Er schraubte sie in seinen Schraubstock so zusammen, daß sie erdrückt wurde.

In einem Hause wollte einst nichts mehr gehörig von Statten gehen; es schien, als wäre aller Segen gewichen. Legte man etwas an einen Ort hin, so konnte man es später nicht mehr finden, und es wurden immer Sachen vermißt, ohne daß man hätte an Diebe denken können. Auf den Rath eines Künstlers mußte nun das ganze Haus aufgeräumt werden, um zu sehen, ob nicht eine Hexe darin verborgen sei, und nachdem zugleich Alles an seinen gehörigen Ort gethan war, wurde Alles ausgekehrt und der Kehrriech unter die Dachtraufe vergraben. Nun ging es wieder besser.

Allermannsharnischwurzeln waren auch ein kräftiges Mittel, das ganze Haus vor Hexen zu sichern. Diese unter gewissen Wörtern in den Stall oder unter die Schwelle gethan, sicherten das Vieh vor Behexung. Ebenso unter die Hausschwelle gethan, bewahrten sie das ganze Haus vor argem Treiben. Auch trug man sie bei sich, wenn man ausging. Es mußten aber Pärchen sein; ein bloßes Männchen oder Weibchen war nichts, und nicht Jedermann konnte sie gehörig anwenden. Je nachdem die Wurzeln größer oder kleiner waren, so mußten sie größere oder geringere Kräfte haben, und ein großes, recht haariges Paar wurde gut bezahlt.

Von einem ehemaligen St. Gallischen Apotheker wurden solche Wurzeln, mit gedruckten Etiketten versehen, abgeliefert, und auf diesen ihre Kräfte unter der Autorität Theophrastus Paracelsus gar gewaltig herausgestrichen.

Man hatte noch mehrere Mittel, um sich vor dem Hexenunwesen zu sichern, und reichten diese nicht mehr hin, so konnte man ja zu den Vätern Kapuzinern gehen. Diese waren nicht bloß den jungen Hexen gewachsen, sondern auch den alten. Sie nahmen es selbst mit dem Teufel und allen bösen Geistern auf. Und die Scharfrichter mußten auch das große und kleine «Hexenwerch» verstehen.

Die katholischen Geistlichen überhaupt standen im Rufe, alle schwarzen Künste gründlich zu kennen. Es hieß nämlich, sie hätten das sechste und siebente Buch Mosis und die goldenen Schlüssel Salomons, und in diesen Büchern, hieß es und glaubte man, sei die Summe aller Künste und Wunder enthalten. Dieses glaubten viele unserer Leute, und manche würden große Summen gegeben haben, hätten sie solche Bücher in ihre Hände bekommen. Aber die Laien bekamen keine und konnten keine bekommen, weil weder Moses noch Salomon Hexerei lehrten.

Aber der Glaube an das Vorhandensein solcher Offenbarungen blieb dennoch fest, weil es immer Solche gab, die aus diesen Quellen geschöpft haben wollten und Büchlein in's Publikum brachten, in welchen bannen, g'stellen, gestohlene Sachen wieder herbeizuschaffen, sich hieb- und kugelfest zu machen, Haus und Stall vor aller Hexerei zu bewahren und viele andere Sachen gelehrt wurden, und zwar Alles mit gewissen Gebeten, Räucherungen, Zeichen, z. B. Druidenfüßen, fremden Wörtern etc. Alle diese Sachen gehörten zu der kleinen Hexerei, und wer nur einigermaßen im Geruche stand, als verstände er etwas von Obigem, von dem hieß es vielbedeutend: «er könne mehr als Brod essen», und wurde gefürchtet, aber auch zu Hülfe gerufen, wenn man Solche nöthig zu haben glaubte. So geschah es oft, daß solche Anfangs Betrogene zuletzt selber Betrüger wurden, theils weil ein solcher Ruf ihnen schmeichelte, theils weil sie Geld dabei gewannen.

Auch dieses Feld war ergiebig an allerhand Abenteuern und Wundern, deren Schauplatz hier war und in hiesiger Gegend erzählt und geglaubt wurden.

Jetzt sind noch Schriften vorhanden, die solche unsinnige Sachen lehren, und zur Probe sollen ein paar kurzgefaßte Auszüge folgen.

«Daß Keiner mit gestohlenen Sachen fortkommen könne.» Bind', bind', heil. Petrus, binde alle Diejenigen, die mir meine Sache stehlen wollen. Es liege oder hange. Binde, o heil. Petrus, binde. Binde sie mit Gottes Wort und Hand, daß Keiner mehr könne weiters gehen, sondern stehen müsse wie ein Stock und sehen müsse wie ein Bock. Der Himmel sei sein Hut, darunter er stehe und bleibe, der Erdboden sein Schuh, darauf er stehen und bleiben muß, daß er nicht weiters könne kommen bis er gezählt alle Sternen am Himmel, alle Kräutlein auf dem Felde und alle Sandkörnlein am Meere. Diese alle soll er zählen und soll nicht weiters kommen bis ich mit meinem Munde mit ihm geredet und bis ich mit meinen Füßen zu ihm getreten bin. Im Namen etc. – Der Abschied ist: Geh' hin in des Bösen Namen. Dieß muß gesagt werden, wenn die Sonne aufsteht und dann soll man 24 Stunden hernach sehen, ob Jemand vorhanden sei.

«Gestohlene Sachen wieder zu bringen.» Nimm einen eisernen Nagel aus einem Sarge, stecke ihn über die Thüre oder das Loch, wo der Dieb ein- und ausgegangen ist und sprich: So wenig die Todten werden auferstehen vor dem jüngsten Tag, so wenig soll der Dieb hinkommen mit dem gestohlenen Gut, bis er es wieder zurückbringen thut im Namen Gottes etc.

Eine andere Form. Nimm ein Ei von einer schwarzen Henne, binde

einen grünen Seidenfaden darum und lege es in's Teufels Namen in die heiße Asche und sprich: So wie es siedet und nicht verbrennt, so wenig sollst Du Ruhe haben, bis Du mir meine Sache wiederum bringst.

«Eine Blutstellung.» Du sollst sprechen: Das Blut soll dem oder der N. N. so gewiß stehen, als gewiß der Jordan ist g'standen, da man Christum getauft. Im Namen Gottes etc. Amen. Darnach sollst Du drei Glauben und drei Vaterunser beten.

«Ein approbirtes Arcanum gegen die Mörder, wenn sie Einem nach seinem Leben trachten.» Behüt' mich Gott der Vater vor Rauch, vor Feuer und Flammen. Wie die Mutter Gottes hat ihren Sohn empfangen, so bleib' Alles beisammen in Gottes Namen. Kommt her, Ihr Feinde, wir haben getrunken Jesu Christi Blut, Gott der Vater ist mit mir, Gott der heil. Geist ist auch mit mir, und welche stärker sind als die drei Mann, der komme und greife mich an. Ich bitte die vier Evangelisten, daß sie mir diese Reuter oder Fußvölker wollen helfen stellen und binden. So fest, so fest sollen sie gebunden und g'stellt sein, daß sie nicht gehen, nicht stehen, nicht hauen, nicht stechen, nicht schießen können. Müssen in Gottes Namen alle beisammen stehen.

«Wenn ein Stück Vieh in einen bösen Wind gekommen oder krank ist, daß man nicht weiß, was ihm sein möchte.» Erstlich solle man selbst in den Stall gehen und alles Vieh aus demselben treiben, aber das kranke soll man darin lassen. Hernach soll man den Stall, auch die Fenster und alle sonstigen Öffnungen wohl vermachen, damit Niemand etwas sehe, und soll auch Niemanden hineinlassen; darnach muß er sich ausziehen, Rock und Kamisol, das Brusttuch, Kappe oder Hut. Darnach nimmt er sein Hemd, zieht es aus den Hosen, zieht den linken Arm aus dem Ärmel, dann das Hemd über den Kopf und trüllt es über den rechten Arm bis auf die Hand; darnach soll er das Hemd um den rechten Arm umwickeln; dann soll er bei der «Schnorren» über den Rücken bis unter das «Uter» hin und her fahren drei Mal und mit den bloßen Händen das Vieh nicht berühren; an dem Maul aber soll man es angreifen und sprechen drei oder alle Mal, wenn man über den Rücken fährt, *titamius* drei Mal. Sofern es aber mit einem Vieh schon lange angestanden ist, daß dieses nicht mehr helfen will, so nimmt man drei Reckholderschoß, drei Haselschoß und drei billchene Schoß. Darnach nimmt man Gluth und legt von jedem Schoß eins auf die Gluth, räuchert damit das Haupt Vieh, bis die Schoß alle verraucht oder verbrannt sind, dann nimmt man die Milch und verfährt wie bei Nachfolgendem: Wann einer will wissen,

wer das Vieh krank gemacht hat, der nehme von dem kranken Vieh den Harn oder die Milch, thue sie in ein Geschirr, darnach muß man die Stube hinter sich wüschten, die Wüscheten nehmen und in die Milch thun und unter die Dachtraufe oder vor dieselbe hinaus stellen, so wird die Person darzu sitzen, daß er sie sehen kann. Wann er sie gesehen hat, so gibt er ihr den Abschied mit den Worten: Geh hin in des Teufels Namen.

Genug. Ist es nicht zum Erstaunen, zu sehen, wie solches Zeug Glauben finden konnte? Aber durch die Macht des Glaubens und des bösen Gewissens sind schon Wunder geschehen, und so knüpften sich an solchen Unsinn Thatfachen, die diesen wirklich als vernünftig darzustellen schienen.

Einem Manne wurden Haglatten gestohlen. Dieser that hierauf als wollte er gewisse Künste anwenden, um den Dieben zu erfahren und das Holz wieder zu bekommen. Die Latten kamen wirklich wieder an ihren alten Platz, aber ohne daß der Mann etwas weiteres dazu beitrug, als daß er den Schein eines Zauberers angenommen hatte. Nun sah er, daß der Glaube ein starkes Ding ist und ließ die Leute bei demselben, da es ihm wohl bekam, weil seither seine Sachen unangegriffen blieben.

Ein Anderer machte es auch so. Trotz dem, daß er bei den jungen Leuten nicht beliebt war und diese damals den Brauch hatten, Denjenigen, die ihre Gunst nicht hatten, bei der Nacht schlimme Streiche zu spielen, so geschah ihm doch nie etwas zu Leide, während seinen Nachbarn öfters gefrevelt wurde. Und so noch Mehrere.

(1838, 81–95) Aber auch Scherze konnten solchen Glauben erwecken und nähren, wie folgende wahre Geschichten es bestätigen.

Einst ging ein Mann auf ein Haus zu, mit dessen Bewohnern er in Freundschaft stand. Vor demselben angelangt, erblickte er ein Kammerfenster offen und inwendig an demselben einen Sonntagsrock hangen. Mit Hülfe eines Stockes praktizirte er denselben heraus, in der Absicht, einen Spaß zu machen und versteckte ihn. Dieses Alles machte er, ohne daß man ihn bemerken konnte, weil die Bewohner in einem andern Zimmer mit entgegengesetzter Aussicht sich befanden. Nun ging er hinein und sagte: er käme her, um den Rock, den letzten Sonntag der Hausvater getragen hatte, noch näher zu betrachten, weil er einen solchen sich anschaffen möchte. Man wollte ihn bringen, aber man sah ihn nicht mehr. Man suchte aber vergeblich. Er mußte also gestohlen worden sein und der Hausfreund erklärte sogleich, er wolle ihn wieder herbeischaffen. Nun wurden verschiedene Zauberformeln angewendet, Räucherungen vorgenommen und

die ganze Familie mußte sich in der Küche so still als möglich verhalten.

Unterdessen ging der Künstler hinaus; es begann ein furchtbares Gepolter, und endlich kam der Künstler mit dem Rocke herein! Das war eine Freude! Und die Achtung vor dem Manne und seiner edeln Kunst! –

Ein Anderer machte auch einen solchen Spaß. Er behauptete bannen und g'stellen zu können, und wurde von einem Andern aufgefordert, einen Beweis dafür zu liefern. Es war an einem Abende. Man fragte, ob nicht einmal Etwas gestohlen worden sei und das man noch nicht habe. Man nannte Etwas, das aber im Stalle sich befand, und der Tausendkünstler, der es wußte (wir wollen ihn A. und Letztern B. nennen), versprach, es wieder herbeizuschaffen. Nun sagte er zu B., er müsse ihm beistehen, gab ihm zwei Messer kreuzweis in die Hände und schärfte ihm ein, er müsse diese so fest als möglich halten, so daß sie, die Schneiden derselben auswärts gekehrt, ein Kreuz bilden und solle ja kein Wort reden, weil sonst Beide unglücklich werden müßten. B. hielt also die Messer fest und schwieg. A. war indessen geschäftig in der Küche und im Stalle. Es begann ein furchtbares Gepolter und B. gerieth so in Angstschweiß, daß große Tropfen ihm von den Wangen herunterliefen. Endlich brachte A. den genannten Gegenstand und B. kam aus seiner peinlichen Lage. Er sagte aber, er wolle in seinem ganzen Leben nichts mehr mit Solchem zu thun haben. Es sei ihm gewesen, wie wenn unsichtbare Hände sich mit Gewalt der Messer bemächtigen wollten, und auch das gänzliche Schweigen sei ihm beinahe unmöglich geworden. Hätte es noch länger gedauert, so sagte er, so wäre er verloren gewesen. Welche Macht der Phantasie und des Glaubens! Dieser Vorgang wurde schnell bekannt; es kamen zwei Tage nachher schon Leute von R.....h, um den Künstler zu ersuchen, auch ihnen wieder zu den Sachen zu verhelfen, die ihnen gestohlen worden seien. Man lös'te ihnen aber das Geheimniß auf, und sie gingen eines ganz Andern belehrt, aber ohne ihren Erwartungen entsprochen zu sehen.

Doch solche Sachen, bannen, g'stellen, betrachtete man noch nicht als wirkliche Teufelskünste, sondern man hielt sie für Nothwehr. Aber von Letztern erzählte man so entsetzliche Sachen, daß sie auch beherzten Männern Furcht einflößen mußten; denn der Teufel mußte immer das Werkzeug sein. Was aber Dieser dann für dumme Streiche machte und wie übel man wegkam, wenn man mit ihm zu thun hatte, wollte man mit nachfolgenden Erzählungen beweisen.

Ein längst verstorbener Pfarrer aus der Nachbarschaft sollte seine Noth mit dem Bösen gehabt haben. Kraft seiner Künste hatte er ihm schon manches Schaf entrissen, das dieser Wolf schon als gute Beute bereits in seinen Klauen hatte. Deßwegen zog sich der Hirt die Feindschaft des Wolfes zu, so daß es manchen harten Kampf gab. Doch an der Person des Gesalbten durfte er sich nicht vergreifen, dafür kühlte er seine Wuth an den Hausgeräthen desselben und zerschlug sie ihm zu lauter Trümmern. Doch jedes Mal wurden er oder seine Gesellen genöthigt, dieselben wieder in guten Stand zu stellen.

Ein Paar Kinder bekamen an einem Sonntag, Vormittags, während ihre Eltern in der Kirche waren, ein Zauberbüchlein in ihre Hände, das der Vater zu verwahren vergessen hatte. Diesem fiel es nun in der Kirche ein und er eilte sogleich heim. Fast athemlos zu Hause angelangt, sah er schon ein Männchen gegen sein Haus zu kommen. Er entriß den Kindern schnell das Büchlein, und so viele Seiten sie von Anfang auswärts gelesen hatten, las er rückwärts, bis er wieder beim Anfang war. Er war so eben fertig geworden, als das Männchen vor der Hausthüre anlangte, aber nun weiters ging. Wer war dieses Männchen? wurde gefragt, als dieß erzählt wurde, und geantwortet: das Männchen war der Böse und hätte die Kinder geholt, wäre der Vater mit dem Rückwärtslesen zu spät gekommen.

Manchmal mußten zwei Schwarzkünstler in Konflikt gerathen und einander zu überwältigen trachten. Neid und Eifersucht mußten die Triebfedern dazu sein, und solche Kämpfe konnten auch stattfinden, ohne daß der Eine den Andern zu kennen oder zu berühren nöthig gehabt hätte. Ja, hundert und noch mehr Stunden von einander entfernt, seien solche Kämpfe dennoch geführt worden. Der Überwundene mußte alsdann dem Teufel verfallen sein.

Solches erzählte man von einem Manne, der ehemals hier wohnte und starb. Dieser soll einst an einem Sonntag, Nachmittags, plötzlich in eine furchtbare Seelenangst gerathen und ein Paar Stunden in schrecklichem innern Kampfe rasch in dem Zimmer hin und her gegangen, endlich zu Boden gefallen und gestorben sein.

Ein Anderer sei an einem Markttage in einem Wirthshause gewesen, worin sich viele Leute befanden, habe plötzlich einen lauten Schrei gethan und gerufen: «Mein Gott, ich muß unterliegen!» Hierauf habe er schnell noch eine halbe Most getrunken und sei gestorben.

Ein Dritter sei plötzlich in seinem Zimmer in große Angst gekommen und habe nicht mehr gehen können. Nun mußte man ihn auf sein inständiges Bitten hin vor das Haus an den Brunnen setzen und ihm

Wasser zu trinken geben, und hierauf sei es ihm wieder besser geworden.

Diese drei Männer mußten also mit andern gekämpft haben und die erstern zwei besiegt worden sein. Wie wenig sind diese Fälle geeignet, solches Zeug auszuhecken und zu glauben. Nur im Aberglauben ganz versunkene Menschen, die gar nicht mehr einer Sache unbefangen nachzudenken im Stande sind, können auf solche Hirngespinnste gerathen. Ist ein schneller Tod nicht etwas ganz Natürliches? Ist Bangigkeit und eine an Verzweiflung grenzende Seelenangst nicht Etwas, das auch kräftige Männer erschüttern kann? Kann ein lang verborgener Funke, von gewissen Umständen begünstigt, nicht endlich zu einer furchtbaren Flamme auflodern und plötzlich die Quelle des Lebens vertrocknen? Und ist der Schmerzensruf: »Mein Gott, ich muß unterliegen!« des zweiten Obenangeführten ein auch nur entfernter Beweis, daß er mit einem Zauberer im Kampfe begriffen gewesen sei?

Sogenannte falsche Schüler mußten hiesige Gegend durchstrichen haben. So erzählt man: es sei einst ein solcher gekommen und habe sich bei einem Bauern einquartirt. Er gab vor, er sei ein Goldmacher, werde von allen Regierungen seiner Kunst wegen verfolgt, und sei so genöthigt, in diesem Lande eine Zufluchtsstätte zu suchen. Er versprach, Gold zu liefern; doch in diesem Augenblicke hatte er keines; auch fehlte ihm noch Manches, um es sich verschaffen zu können. Sein Wirth mußte ihm also borgen, damit er sich die nöthigen Sachen dazu anschaffen und das Werk beginnen könne. Der Fremde ging nun fort, verbot aber dem Wirth, das Zimmer, das er bewohnte, bis nach seiner Rückkehr zu öffnen, indem unterdessen das Gold gediegen in's Zimmer kommen werde, und drohte, daß, würde dieß nicht befolgt, das ganze Experiment mißlingen und daß auch er ihm nicht mehr sichtbar würde. Es vergingen aber zwölf Tage, ohne daß der Fremde sich zeigte, und die Geduld des Bauers, der den Augenblick, in dem ihm eine große Summe Geldes zu Gebote stehen werde, nicht mehr erwarten konnte, brach. – Er öffnete zwar die Thüre nicht, guckte aber von außen durch das Fenster hinein und wollte ein Becken voll Gold gesehen haben, das aber sogleich verschwand, als er in's Zimmer klettern wollte, um zu sehen, ob es doppelte oder nur einfache Dublonen seien. Nun stelle man sich die Reue des armen Mannes vor. – Ihm war es als ausgemacht, daß der Schüler Wort gehalten hatte, und daß nur er selbst mit seinem Vorwitz diese goldenen Berge zertrümmert hatte. Er hätte gewiß den Verstand verloren, wenn es bei ihm möglich gewesen wäre. Und dann noch

die Gewissensbisse, die ihn quälten, bei dem Gedanken, daß er den Künstler vielleicht unglücklich gemacht habe.

Die Venetianer hielt man ebenfalls für Leute, die das Gold aus allen Steinen und Erden ziehen konnten.

Einst, so erzählte man, kam ein solcher nach Zürich und hatte daselbst einen Streich gemacht, für den er nun seinen Kopf hergeben sollte. Er bat um sein Leben, versprach der Obrigkeit, wenn sie ihn begnadige, so wolle er ihr eine goldene Kette machen, die so lang sein müsse, daß sie die ganze Stadt Zürich umschließe. Doch die Richter hörten nicht auf sein Bitten und auf sein Versprechen, und ließen ihn der Richtstätte zuführen. Als er nun sah, daß Alles für ihn verloren sei, sagte er: Nun will ich den Herren von Zürich zeigen, welchen Mann sie verstoßen haben. Niemand soll Erbe meiner Kunst werden; und nun zog er – seine Kunst war also in tropfbarflüssigem Zustande in ein Gläschen gesperrt – ein Fläschen [sic] mit Flüssigkeit gefüllt, aus seiner Tasche und warf es in's Wasser, worauf es ein Gezisch und ein Brausen gab, als löschte man ein glühendes Eisen darin ab. Seine Kunst war wahrscheinlich Vitriolöl.

Die Scharfrichter mußten auch etwas mehr wissen als gewöhnliche Leute; denn es konnte ihnen manchmal ein Kerl unter die Hände gerathen, der es ihnen wunderlich gemacht haben würde, hätten sie dem Zauberer nicht kräftig entgegen wirken können.

So erzählt man, es sei einst ein Mann zum Tode verurtheilt und ausgeführt worden, der nichts mehr wünschte, als die Erde mit seinen Füßen berühren zu können (er wurde auf einer Schleife nach der Richtstätte geschleppt); aber als er das Schaffot besteigen sollte, konnte nicht verhindert werden, daß er Erde unter seine Füße bekam. Auf der Stelle habe sich nun ein gewaltiges Wagengerassel erhoben, so daß die Zuschauer fliehen wollten, glaubend, es kämen wirklich Fuhrwerke. Nun sei der Henker ihm auf die große Zehe gestanden und habe ganz ruhig gesagt: Hans, Hans, mache nur keine Flausen mehr, es ist nun aus.

Aber wie Schade ist es doch, daß die Zigeuner nicht mehr kommen mit ihren Künsten und Wissenschaften. Wie haarscharf konnten sie den Leuten ihre Zukunft voraussagen und sie auch in die Vergangenheit zurückführen.

Aus den Sternen, aus den Händen, aus der Stirne lasen sie die Schicksale, die dem Menschen, der sie darum befragte, noch bevorstanden. Sie wußten immer, welche Stunde und Minute es gut sei, Dieses oder Jenes zu thun, oder ob man es unterlassen solle. Sie konnten auf den Heustöcken kochen, ohne daß das Heu anbrannte.

Wechselten sie sich für einen Thaler kleinere Münzen ein, so bekamen sie denselben mittelst ihrer Künste immer wieder in ihre Taschen. Auch die vergrabenen Schätze waren ihnen nicht verborgen, sondern sie wußten immer, wo sie lagen und die Mittel, die gebraucht werden mußten, um sie zu heben. Und das Schönste bei der ganzen Sache war, es mußten bei ihnen keine Teufelskünste sein; sondern sie hatten es von ihren Ahnen ererbt, und war ihnen zum rechtmäßigen Volkseigenthum geworden. So glaubte und erzählte man vor nicht gar langer Zeit von diesen listigen Betrügern, die heut zu Tage in Ungarns unermesslichen Heiden und Wäldern hausen, und denen es nur selten mehr gelingt, die kultivirten Länder des nördlichen und westlichen Deutschlands zu betreten, überall verhindert durch wachsame Polizeibehörden.

Einem Manne in hier sagten sie einst: Du Christ! gehe schnell und pflanze Bohnen, jetzt ist gerade die rechte Stunde dazu. Dieser that es sogleich und mit großem Fleiße. Die Bohnen keimten und entwickelten sich, brachten aber weder Blüthen noch Schoten, wohl aber sollen die Stengel übernatürlich dick gewesen sein. Dieses Alles wollte ihm nicht mehr gefallen und schon war er in Versuchung, die Pflanzen herauszureißen, als seine Frau ihn daran verhinderte. Er wartete also, bis es Zeit war; und o Wunder! Alle Stengel waren inwendig mit Bohnen angefüllt und der Ertrag der Erndte ungewöhnlich groß.

Wer Solches glauben kann, der muß freilich auch glauben können, daß ein abgeschnittener dürrer Stecken in einer Nacht Blätter treiben, blühen und Mandeln liefern kann, und daß einzelne Menschen Hagelwetter und Wolkenbrüche machen können.

Dieses soll einst nur eine halbe Stunde weit von hier im St. Gallischen geschehen sein. Der Pfarrer war in der Kirche und hielt Kinderlehre. Unterdessen durchstöberte seine Köchinn alle seine Sachen und fand unter denselben ein Fläschchen mit einer klaren Flüssigkeit. Sie goß es zum Fenster hinaus und nun – der Horizont überzog sich ganz schwarz, der Tag wurde in Nacht verwandelt. Der Pfarrer schickte seine Zuhörer heim und bald darauf fiel ein Hagel von pfundschweren Steinen auf die ganze Gegend, daß keine Pflanze ganz blieb und alle daher zerschlagen wurden. Auch Dieses wurde erzählt und geglaubt. Welches ist erstaunlicher, ein solcher Hagel oder ein solcher Glaube?

Doch um noch ein Mal auf die Zigeuner zurückzukommen, so sind diese nicht mehr nöthig, um Neugierigen den Schleier über ihre Zukunft ein Bißchen aufzuheben; denn jetzt noch haben wir eigene Sybillen. Doch würden jene vielleicht weniger Nachtheil bringen als

unsere gegenwärtigen Wahrsagerinnen, die sich immer noch eines starken Zuspruches erfreuen. Die Alles aus den Karten herausholen wollen, unterdessen aber Alles ausfragen, Verbindungen schwatzhafter Weiber unterhalten und damit in die tiefsten Familiengeheimnisse eindringen; so daß manches Widerliche daraus entstehen kann, geschweige daß der Aberglaube durch diese immer noch Nahrung findet.

Die sympathetischen Mittel spielten einst auch eine große Rolle und jetzt noch ist der Glaube an sie nicht selten zu finden. Ehemals aber glaubte man gar große Dinge von diesen Siebensachen. Ein ehemals im R. l wohnhaft gewesener sogenannter Bruchschneider sollte einst bei einem Manne eine Bruchoperation verrichtet haben, ohne daß der Patient Schmerzen fühlte. Dafür aber habe ein Fuhrmann, der gerade bei dem Hause vorbeifuhr und seine Pferde unbarmherzig geiselte, die Schmerzen, die ein solcher Schneider verursache, leiden müssen, und habe sich schrecklich in dem Grase herumgewälzt, bis der Wundarzt seine Arbeit geendigt hatte.

Eine Hebamme mußte diese Kunst auch besessen und sie einst an einem Manne, mit dem die Frau vorher gezankt hatte, ausgeübt haben. Dieser Mann habe sich gar jämmerlich geberdet und geächzt, während seine Frau, so eben im Geburtsakte begriffen, und die Hebamme sich über ihn lustig machten. Warum übte sie ihre Kunst nur dieses Mal aus, und sonst nie?

Aber noch etwas gar Hübsches konnte durch sympathetische Mittel erzwengt werden. Man wollte nämlich mit diesen die Frauenzimmer so für sich einnehmen können, daß sie gar nicht mehr ohne Den, der sie so eroberte, leben könnten. Nach Einigen soll es durch einen Trunk erzwengt worden sein, nach Andern anders. So galt folgendes Mittel als probat: Fange vor dem Aufgang der Sonne einen Laubfrosch, wickle diesen in ein Stück Flor, trage ihn, das Gesicht gegen Sonnenaufgang gewendet und rückwärts gehend, zu einem Ameisenhaufen, vergrabe ihn in denselben und ziehe ab, wie Du gekommen bist. Nach drei Monaten gehe vor Sonnenaufgang wieder hin, auf die gleiche Art und dann wirst Du einen kleinen Haken und eine kleine Gabel finden. Nun kannst Du diejenige Person, die Du willst, mit diesem Haken so gewaltig anziehen, daß sie nicht mehr ohne Dich sein kann. Dieß wird geschehen, wenn Du sie mit dem Haken heimlich berührst. Fangt Dir aber diese Liebe an beschwerlich zu werden, so brauchst Du sie nur mit der Gabel zu betupfen, und Beide werden dann des Joches augenblicklich wieder frei.

Es soll aber mit großen Gefahren sein, sich solche Instrumente zu

verschaffen; denn würde nicht gehörig verfahren beim Ein- und Ausgraben des Frosches, so müßte man das Gehör verlieren.

Ein Kapuziner soll einst einem jungen Mädchen einen schönen Apfel gegeben haben. Diese aber gab ihn der Mutter, diese ihrem Schweine, welches ihn sogleich fraß. Nun aber wurde es unruhig, lief aus dem Stalle fort dem Pfarrhaus zu, wo sich der Herr Pater noch aufhielt, und habe nicht mehr von der Stelle weichen wollen, so daß man es sogleich tödten mußte. Wer lacht bei einer so ernstern Sache!

Immer gewaltiger offenbart sich der Glaube. Kein Wunder, daß wenn solche Sachen geglaubt werden konnten, man sich auch von Gespenstern umringt wähnte. Gespenstereien aller Art füllten die Lücken in den Köpfen aus, die der Aberglaube über allerhand Teufels-, Hexen- und Zaubergeschichten noch leer gelassen hatte. Die Produkte, die die Phantasie über diesen Gegenstand lieferte, sind eben so mannigfaltig als sonderbar, aber deßwegen bieten sie doch nichts Anziehendes dar.

Die Voraussetzung, daß viele, die eben nicht am Besten aus der Welt gegangen seien und noch vieles in einem Zustande zurückgelassen haben, das sie lieber anders hätten, gebar den Glauben an das Wiederkommen solcher abgeschiedener Geister.

So mußte es wimmeln von Gespenstern aller Art, von feurigen Männern, Hauchern, Wehklagen, verwünschten Kindern, von Hingerichteten und Selbstmördern.

Aus Sümpfen steigen manchmal Gasarten auf, welche leuchten, und mit großer Schnelligkeit, von sanften Lüftchen getrieben, bald da bald dorthin sich bewegen. Diese Dünste mußten nun die Geister von solchen Männern sein, welche in ihrem Leben Marchen versetzt hatten, um ihre Grundstücke auf Kosten Anderer zu vergrößern, und die nun keine Ruhe haben, so lange dieselben nicht an ihren gehörigen Platz zurückgesetzt werden. Um sie selbst wieder recht zu setzen, fehlt es ihnen an Konsistenz, um auf harte Körper wirken zu können; daher suchen sie Leute, die solches nach ihrer Anweisung thäten.

Betet Jemand auf freiem Felde in ihrer Nähe, so kommen sie und sitzen ihm auf den Rücken; flucht er aber, so fliehen sie. Kein Wunder: wenn ein Fluch mit Heftigkeit ausgedrückt wird, so wird die Luft erschüttert, es entsteht eine Strömung, gegen welche sich die Dünste nicht halten können, sondern ihr folgen müssen.

Ein Zimmermann ging einmal in einer dunklen Nacht mit seinem Werkzeugbehälter auf dem Rücken heim, und fühlte seine Bürde so schwer, daß er, zu Hause angelangt, seine Bürde niederwarf und sagte: Du verfluchte Drucke, wie hast Du mich geplagt. Hierauf sei nun

plötzlich und zu seinem großen Erstaunen ein brennender Mann aus derselben heraus- und fortgesprungen. Das war's! –

Kommt aber ein solcher zu nahe und ist er mit Fluchen nicht abzutreiben, so muß man nur sagen: Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Dann wird er zu sprechen anfangen. Will er aber die Hände bieten, so soll man ihn ja nicht mit den Händen berühren, sondern ihm einen Stecken, oder so Etwas entgegenhalten. Ein Mädchen, das einst von einer Spinneten heimging, soll die Geistesgegenwart gehabt haben, einem solchen ihre Kunkel zu reichen, und diese habe nun Brandflecken bekommen.

Gespenster anderer Art hatte man eine große Zahl aufgefunden; denn es gab Leute, denen die Gespensteseherei angeboren war und also stets mehr sahen als Andere. Man nannte sie Frohnfastenkinder oder Sonntagskinder. Gewisse Hunde, besonders die mit Überaugen, mit einem schwarzen Rachen und mit Wehklauen versehen, mußten auch gar feine Augen haben, um Gespenster zu sehen. Auch die Pferde sollen oft Etwas gesehen haben, das der Fuhrmann erst später sah.

Auf der Bildgasse mußte lange ein Reuter, auf einem Schimmel sitzend, sein Wesen getrieben haben. An einem andern Orte sah man einen großen schwarzen Hund, mit fleischtellergroßen Augen. Auf B..... sah man lange alle Nächte auf freiem Felde ein Licht flimmern. Im T...l war ein Gespenst im Pferdestalle. Dieses mußte gar ein böses gewesen sein; denn kein Pferd wollte darin sein, ohne daß man ihm einen Geißbock als Gesellschafter gegeben hätte. Im L....i trieb lange ein Jäger sammt einem Hunde sein Unwesen. An einem andern Orte stack ein Gespenst in der Stubenthüre. In einem ehemals im A.....n gestandenen Hause war ein Gespenst, das so arg sein Wesen trieb, daß Niemand mehr darin wohnen wollte. Später wurde es abgebrochen und eine Viertelstunde entfernt wieder aufgebaut. Das Gespenst blieb nun zurück, wie es die Katzen machen, wenn ihr Herr eine andere Wohnung bezieht. In H.....g kam jede Mitternacht ein Hahn sammt seinen Hennen in die Stube und krächte. Ein junger Mann wollte einst seinen Spaß damit treiben, erhielt aber von einer unsichtbaren Hand eine Ohrfeige. In dem Hause eines Leinwandhändlers war einst eine Gesellschaft munterer Jünglinge beisammen. Sie aßen, tranken und scherzten mit den Mädchen des Hauses. Nun schlug es aber zwölf Uhr und die Leinwandpresse fing an zu knarren, als würde sie so eben gebraucht. Einer der Jünglinge, vom Weine erhitzt, rief: Wart du D.....s Kerl mit Pressen, es ist noch nicht Montag. Kaum gesagt, so habe er schon von dem Preßprügel einen Schlag an den Kopf erhalten, daß er zu Boden gestürzt sei;

weiter aber nichts, weder ein blaues Mahl noch eine Beule davon getragen. In einer Mühle, aber nicht hier, sondern in einer andern Gemeinde, sei von Zeit zu Zeit ein Geist gekommen und habe so eifrig gemahlen, daß es doppelt stärker zu gehen schien als gewöhnlich.

In Webkellern wollte man manchmal Geräusch von fliegenden Weberschifflein gehört haben, während die Leute im Bette lagen.

Die sogenannten Wehklagen hielt man für die Geister von Kindesmörderinnen, welche jämmerlich schreien und heulen sollten.

So soll in frühern Zeiten eine solche den W...bach hinunter gefahren sein. Von diesen sagte man, daß wer ihnen in den Weg käme und könnte nicht schnell etwas Anderes zuwerfen, zerrissen würde.

Auch sagte man, wer schaudert nicht über solchen Unsinn? verwünschte Kinder seien manchmal Wehklagen. Also Kinder, unschuldige Wesen sollen boshafter Weise verwünscht werden, d. h. nach den Begriffen, die die Abergläubischen darüber haben, des ewigen Glückes beraubt werden können und deßhalb nach ihrem Tode die Luft mit Jammergeschrei erfüllen. Welch gotteslästerlicher Unsinn! Wie kann man zu Gott beten um eine gute Gabe; wie kann man ihn Vater nennen und glauben, daß Solches geschehen könne?!

Wie schauderte man früher, wenn man bei der Nacht bei einem Hochgerichte vorbeigehen mußte. In solchen Fällen stellte die überspannte Einbildungskraft fast immer ein Schreckbild vor die Augen der Furchtsamen. Eben so groß war der Schrecken vor den Entleibten.

Mit einem Worte, überall sahen sich Furchtsame von Gespenstern umgeben und noch eine große Zahl von Gespenstersagen ließe sich anführen, wäre nicht zu besorgen, irgendwo wehe zu thun und zu kränken, was zu vermeiden ernstlich gesucht wird. Aber Vernünftige und Unterrichtete konnten zu jeder Zeit und überall wandeln, ohne etwas Ungeheures zu treffen. Also genug von Gespenstern, mit denen man Kinder und Große schreckte und sich selbst so oft täuschte. Zum Schlusse nur noch ein Paar andere abergläubische Meinungen. Man wollte nicht bloß Gespenster gesehen haben, sondern man hielt es auch für möglich, Geister zu sehen, wie sie so eben von dem Körper getrennt, sich noch ihren Freunden oder sonst noch gezeigt haben sollten, ehe sie sich in die Geisterwelt begaben.

Manche glauben, Napoleon sei nicht gestorben, sondern halten ihn für den Antichrist, der später die Welt noch ein Mal heimsuchen werde. Ein Anderer glaubte, das Vaterunser sei nicht so kräftig, wenn man am Schlusse desselben sage: «denn Dein ist das Reich, die Kraft etc.», als wenn man sage: denn Dein ist das Reich *und* die Kraft etc. Das Wörtchen *und* mußte ihm also gar wesentlich sein.

Und somit sie diese Sammlung geschlossen, obschon sich ihr noch Manches beifügen ließe. Weder beleidigend noch anmaßend zu werden, war das Bestreben des Referenten, der mit Diesem, wie gesagt, nur «Farben zu einem Prachtgemälde», oder, mit andern Worten: Muster von den Verirrungen der Menschen, wenn ihre intellektuelle Seite nicht gehörig gepflegt und gebildet wird, liefern wollte, und zu zeigen versuchte, wie viel Unkraut es früher gab und noch gibt, der den guten Samen in seiner Entwicklung hinderte, ja fast zu ersticken schien.

Karl Rudolf Hagenbach, Autobiographie

Die folgenden Abschnitte stammen aus der «Auto-Biographie» des Basler Theologen und Mundartdichters K. R. Hagenbach (1801–1874), S. 43–52. Er hat seine Aufzeichnungen 1840 begonnen und 1861/62 fortgesetzt. Obwohl seine Schilderungen eher persönlichen Charakter tragen, vermitteln sie einen gewissen Eindruck von den volkstümlichen Bräuchen und Festen, die am Anfang des letzten Jahrhunderts in Basel lebendig waren. Ein Vergleich mit andern Darstellungen (etwa mit der Schrift *E. F. Knuchels* über die Kleinbasler Ehrenzeichen) zeigt, dass Hagenbach ein guter Beobachter war und sachlich genaue Beschreibungen gab.

Die Autobiographie blieb weitgehend ungedruckt, doch diente sie als Unterlage zur Biographie Hagenbachs, die *R. Stäbelin-Stockmeyer* verfasste (53. Neujahrsblatt, hg. von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen). Einzelne Abschnitte aus dem Manuskript sind jetzt zitiert im Aufsatz von *H. Trümpy*, «K. R. Hagenbach bei J. G. Radloff» (Festschrift für Paul Zinsli, Bern 1971). Die Handschrift der Autobiographie befindet sich im Besitz der Familie Dr. R. Kaufmann-Hagenbach, die sie in grosszügiger Weise für die Benützung und den Abdruck zur Verfügung gestellt hat. Dafür sei der gebührende Dank ausgesprochen.

Punkte im Text bedeuten unleserliche Buchstaben. Zusätze der Herausgeberin stehen in eckigen Klammern. E.D.

In meinen frühesten antediluvianischen Kindererinnerungen (ich meine die vor der Schulzeit) reichen noch zurück d. *Küffertanz*, d. alle 7 Jahre stattfand, an welchen sämtl. Küffer, phantastisch gekleidet u. geschmückt, mit einem Wagen umherzogen, auf dem ein großes Faß war, an das sie im Takt mit ihren Hämmern schlugen; oben auf dem Faße saß ein dickwanstiger Kerl, d. den Bacchus vorstellte, mit einer entsetzlichen Masse, u. mit ging ein Hanswurst. Vor den Häusern der Küffermeister u. Honoratioren ward Halt gemacht, u. ein Tanz aufgeführt, wobei die Reife (schön bebändert u. mit allerlei Flitter geziert) ineinandergeschlungen wurden – was dem Auge sehr hübsche häufig abwechselnde Gruppen vorführte. Dann